

Der Schneider von Heiterbach

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **185 (1906)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374351>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Schneider von Heiterbach.

Der Name Heiterbach steht nicht auf meiner Schweizerkarte, aber das Dorf selbst findet sich öfters. Also in dem Heiterbach, welches ich meine, wohnte der Schneider Heinrich Fröhlich, der seinen Kunden Hosen, Westen und Röcke und dabei seinem Namen alle Ehre machte, denn bei der Arbeit wurde immer getrillert und gepfiffen. Fröhlich war nämlich mehr als Kleiderverfertiger, er war auch Sänger und Heldendarsteller auf der Bühne seines Dorfes. Ohne Mitwirkung seines Tenors konnte kein Konzert gegeben, ohne Zuhilfenahme seiner mimischen Kunst kein Theaterstück aufgeführt werden, darum war er unentbehrlich. Er hatte sichtlich seinen Beruf verfehlt, aber als zehntes Kind des armen Flickschusters am Dorfbach hatten sich die Mittel nicht gefunden, weder ihn zum Opernsänger noch zum Tragöden von Beruf ausbilden zu lassen und auf einem Dorfe gelingt es nicht, fremdes Geld für eine solche Karriere flüssig zu machen.

Seine Frau, die nüchterne aber praktische und umsichtige Elsbeth, war mit seiner Nebenbeschäftigung, die nur Ehre aber kein Geld eintrug, nicht einverstanden. Der Beruf litt, oft fehlte es am nötigen Brot und die vier Kinder, von denen noch keines das schulpflichtige Alter erreicht hatte, wünschten doch Tag für Tag sich satt zu essen. Sie führte Krieg gegen ihres Mannes Kunstbestrebungen nicht aus Mißgunst oder Eifersucht, sondern aus vorsorglicher Gewissenhaftigkeit; und weil bei diesen Eheleuten das nicht gewöhnliche Verhältnis bestund, daß sie bei mündlichen Auseinandersetzungen regelmäßig den Kürzern zog, half sie sich auf ihre Weise. Wenn sie die Einladungskarte zu einer Gesangübung „verschuggeln“ konnte, daß sie erst am Tag nachher wie zufällig zum Vorschein kam, tat sie es. Wo der Mann des nachts das Theaterbüchlein hingelegt hatte, aus dem er eifrig seine Rolle gelernt, lag des morgens eine unbezahlte Rechnung, einmal sogar dienten ein solches Theaterbüchlein und ein Musikheft, als Heinrich noch in Morpheus Armen lag, zur Bereitung des Morgenkaffee. Wenn aber der Mann mitten am Tage von der Arbeit weglief, dann wurde das älteste, das fünfjährige Bethli mit einem Zettel ausgeschickt, den Vater heimzuholen. Das lustige Bethli war des Vaters Liebling. Der machte dann gewöhnlich vor den Leuten gute Miene zum bösen Spiel, denn er konnte ja gut spielen, tat geschäftig und gehorchte. Einmal hatte er im Restaurant zum goldenen Adler schon vormittags 10 Uhr „wichtige Besprechung.“ Richtig, in einer Viertelstunde erscheint das Bethli. „Vater, Du sollst heimkommen, aber schnell“, richtet es mit glockenreinem Stimmchen seinen Auftrag aus. „Soffo, sogleich“, und mit wichtigtuersicherer Miene fragt er, wer ihn denn zu Hause erwarte. „Die Mutter!“ lautet die lakonische Antwort. Gelächter der Gäste. „Schlecht gespielt“, dachte Heinrich und kehrte heim.

Diesmal kam's nun aber zu Hause doch zu einer Auseinandersetzung. Er: es sei schlecht, einen vor den Leuten zu Schanden zu machen. Sie: es helfe ja kein ander Mittel mehr. Er: er brauche Anregung und Aufmunterung, er halte es nicht aus, immer nur ihr Regenwetter- und Leichenbittergesicht anzusehen. Sie: er werde wohl wissen, warum ihr Gesicht so geworden, vor sechs Jahren sei es auch noch anders gewesen. Er: was er im Wirtshaus brauche, sei

nicht der Rede wert, dieser und jener rechne es sich zur Ehre an, ihn freizuhalten. Sie: er verbrauche darin noch viel Kostbareres als Geld, seinen Arbeitsgeist und seine Berufstüchtigkeit, und dabei hielt sie ihm einen eben retour gekommenen, verpuschten Rock unter die Augen u. s. f. Das Ende war, daß Elsbeth in einen förmlichen Weinframpf verfiel und Heinrich hoch und teuer versprach, solider zu werden. — Ach, versprechen und halten! —

Die winterliche Theaterzeit war wieder angebrochen. Es wurde „der Loder“ eingeübt, das bekannte bayrische Volksstück. Heinrich Fröhlich mußte die Titelrolle übernehmen, mußte, man könnte eher sagen durfte, denn er war bereits ziemlich herabgekommen, selber so etwas wie ein Loder, ein Lump geworden. Die Rolle lag ihm nicht recht. Er hatte Schulden und fröhnte bereits hie und da dem Alkohol in seiner schlimmsten Form, dem Schnapsgläschen. Mer er machte zum bösen Spiel gute Miene und spielte besser denn je. Die Elsbeth war durch nichts zu bewegen, einer Aufführung beizuwohnen. Sie suchte Zuflucht und Trost da, wo gewöhnlich in ihren häuslichen Verhältnissen unglückliche Frauen Trost suchen: in der „Versammlung“, im „Stündli.“ Während der Mann sich auf den Brettern bewegte, welche die Welt bedeuten, betete sie und lauschte den schauerlichen Weissagungen eines Wanderapostels, welcher den nahen Weltuntergang schilderte; die Kinder waren inzwischen sich selbst überlassen und trieben, was sie eben treiben mochten. Mit dem Beruf war es bedenklich abwärts gegangen. Der Pfarrer hatte Heinrich zur Abstinenz befehlen wollen, aber er war nicht an den rechten geraten. Er sei noch lange nicht so tief gesunken, daß er zu diesem Gewaltmittel Zuflucht nehmen müsse, er könne sehr wohl mäßig sein, er wolle seiner Haushaltung nicht die Schande antun, daß es heiße, man habe dem Vater das Trinken verbieten müssen, und wie all diese bekannten Ausflüchte lauten. Und doch dachte er oft bei sich selbst, „wenn ich nur die Kraft dazu fände“, aber gleich hörte er dann im Geist die bekannten Sticheleien seiner Vereinsbrüder, die nicht ausbleiben würden, und denen gegenüber fühlte sich der „gute schwache Heinrich“ nicht gewappnet.

Zweimal war „der Loder“ bei vollem Haus und rauschendem Applaus über die Bretter gegangen; es folgte noch die Schlußvorstellung, an die sich ein Nachessen und eine gefellige Unterhaltung angeschlossen, woran in erster Linie sämtliche Mitspielenden teilnahmen.

Unser Heinrich bürstete und bügelte an seinem verschliffenen Sonntagsstaat, was das Zeug hielt, konnte sich aber nicht verhehlen, daß er, sobald die Theaterkostüme abgelegt, sich unter der ganzen Gesellschaft am schäbigsten ausnehmen werde, und das kann einem Schneidermeister, und wenn er zum bloßen Flickschneider herabgesunken ist, denn doch nicht gleichgültig sein. Auch mußte er Geld im Sack haben, aber wo nehmen? die Kasse war völlig leer. Wo pumpen? Da war guter Rat teuer. Er durchstöbert die Kommode. Da, zu hinterst, hinter seinem Gesangbuch und alten Notizbüchlein findet er noch ein Käffchen, den kleinen Sparhafen Bethlis; ein Steinguttöpfchen, in das die Münzen durch einen schmalen Spalt geschoben wurden. Wer sie wieder heraushaben wollte, mußte es in Stücke schlagen. Er schob es hastig wie ein Dieb in die Rocktasche, daß es

die Kinder nicht bemerkten. Noch einen Schluck „Lebenswasser“, daß es nicht an feurigem Spiel fehle und fort giengs, dem Schaulplatz seiner Taten zu. Unterwegs begegnet ihm der Weibel und übergibt ihm einen Brief, er habe ihn morgen bringen wollen, aber so könne er ihm den Botenlohn ersparen; es war eine Pfändungsandrohung. Fröhlich liest den Inhalt zwei-, dreimal durch, immer wieder beginnt er von vorn und ist dabei unvermerkt über den roten Löwen hinausgekommen. Er hat das Spiel völlig vergessen; wie diese Schande abwenden? Er läuft und läuft, als ob er durch die Bewegung aus seinem armen Kopf einen rettenden Gedanken herauszuschlagen wollte, aber es kommt keiner zum Vorschein. Nur das Wort Loder steht in ihm gegen ihn auf und er vermag es nicht zurückzudrängen. Er langt in die Tasche, da kommt ihm das noch unversehrte Spartöpfchen Bethlis in die Hand, er zerschlägt es am nächsten Stein, ob wohl sein Inhalt ihm aus der größten Verlegenheit heraushülfe? Da lacht er gellend auf: gerade genug, um mich davon zu machen nach der Stadt. Eben schlägt's in Unterriedt sieben. Durch diesen ihm ungewohnten Schlag der Glocken des Nachbarorfes wird er aus seinem Brüten aufgerüttelt. Punkt sieben soll das Spiel beginnen und er ist gut eine halbe Stunde vom roten Löwen entfernt!

Was tun? Natürlich zurückeilen. Aber springen kann er nicht. Dazu versagt ihm gleich der Atem. Er versucht es wohl, da muß er sich auf einen Straßenstein niedersetzen zum Ausruhen. Nach halbständiger Verspätung langt er endlich an und versucht, sich möglichst unvermerkt am Saal vorbei in die Garderobe hinauf zu schleichen. Aber im Saal drinnen gehts beim ungeduldigen Publikum bereits laut zu. Der Grund, warum das Spiel nicht beginnen kann, ist bekannt geworden, und unser arme Heinrich vernimmt aus dem Gemüth der Stimmen deutlich genug die Worte: Er ist eben selbst ein rechter Loder, s'ist überhaupt eine Schande für unsern Ort, daß man einen solchen Lumpen wie den Schneider Fröhlich nur noch spielen läßt. Mag er's noch so gut machen, ich klatsche heute nicht. Hat er Lunte gevochen, daß man ihn mehr auslacht als bewundert? Will er uns am Ende einen Streich spielen? u. s. f.

Er kann nicht mehr vorwärts, er schleicht wieder zurück, noch ist er nicht bemerkt worden und unversehens steht er wieder auf der Straße und blickt zum Sternenhimmel empor, wie als wollte er dort Hülfe suchen; ist ihm doch, als ob sich mit ihm Alles im Kreise drehe. Ich bin nicht nur nichts Rechtes mehr, ich gelte auch nichts mehr. Diese Gewißheit steht schrecklich vor ihm. Aber ich kann doch noch etwas werden, so gut wie der Loder, durchströmts ihn auf einmal mit neuer belebender Kraft, aber wie der Loder, nicht daheim sondern auswärts.

Die Musik beginnt droben ein neues Stück, die unfreiwillige Wartefrist so gut als möglich ausfüllend; unser armer Heinrich aber wandert aufrecht und festen Schrittes wieder die gleiche Straße dahin, von der er eben hastend und doch nicht recht vorwärtsrückend hergekommen war, wandert und wandert, nach Unterriedt, nach Grenzlingen, nach Großdorf und der Enden die halbe Nacht hindurch, sein Ziel ist die Stadt. Und im Wandern in der frischen Winterluft entwirft er einen neuen Lebensplan und fest entschlossen, die Schiffe zur Rückkehr hinter sich zu ver-

brennen, mit Heiterbach und allem, was drum und dran hängt für immer zu brechen, gelobt er ein neuer Mensch zu werden. Er hat sich durch den heutigen Abend in Heiterbach unmöglich gemacht, aber es ist der beste seiner Streiche und er nimmt ihn furchtbar ernst, keine Spur davon, daß er sich in's Fäustchen gelacht hätte, wie lange sie wohl im roten Löwen noch auf ihn gewartet haben.

Am Montag Morgen war das Schneiderhäuschen von Neugierigen förmlich belagert, aber die arme Elsbeth mußte keine Auskunft zu geben, wohl aber orakelte sie geheimnisvoll, ganz unerwartet komme ihr das Unglück nicht, es sei eben der Anfang vom Weltuntergang. Die Leute fragten sich, ob sie noch bei gesunden Sinnen sei oder am Ende auch anfangs Theater zu spielen; gleichzeitig konnte sie aber — sie stammte aus dem Nachbarorf — den Heiterbachern so gründlich den Text lesen, ihnen so klare und bittere Wahrheiten sagen, daß sie als die Verführer so zu sagen die Hauptschuld treffe, wenn ihr Mann, was Gott verhüten möge, sich ein Leid angetan, daß es sie nicht gelüftete, länger mit ihr anzubinden. Das schloß nicht aus, daß ihr jedes neue schauerliche Gerücht ausführlich zugetragen wurde. Zufällig war gerade in dieser Nacht beim reichen Gemeindevorstandten eingebrochen worden. Wer anders konnte der Täter sein als der Schneider Fröhlich, der Loder, der doch irgendwoher Geld zur Flucht haben mußte? Das konnte die arme Elsbeth nicht glauben.

Am Dienstag Abend langte endlich ein Brief im Schneiderhäuschen an und der lautete: „Liebe Elsbeth! Verzeih, was ich dir angerichtet. Es ist seit vielen Jahren das Vernünftigste. Ich bin hier bei meinem alten Meister, habe ihm alles gebeitet und er hat mich gleich als Stückarbeiter angenommen und gibt mir Vorschuß. Dafür habe ich mich ihm schriftlich verpflichtet, so lange ich bei ihm arbeite, keinen Alkohol zu trinken und kein Theater zu besuchen, geschweige denn mich wieder vom Eitelkeitssteufel der Schauspielwut verführen zu lassen. Mein bestes Spiel war das, daß ich am Sonntag nicht gespielt habe. Hier 10 Fr. für das Nötigste, bald mehr. (Es war ein Zehnergoldstück sorgfältig zwischen den Kreuzschnitt eines Kartons geschoben.) Verzeih, verzeih alles, es ist mir furchtbar leid, erst jetzt geht es mir so recht auf, wie schweres Unrecht ich Dir getan. Dein Heinrich, der wohl fröhlich heißt, aber rechtschaffen traurig ist und nach Dir und den Kindern Heimweh hat. NB. Bethli soll sein Geld bei Franken und Rappen wieder bekommen. — — —“

Es sind zirka vier Jahre, seit diese Geschichte begegnet. Die Familie Fröhlich wohnt schon längst wieder beisammen, aber nicht in Heiterbach, sondern im Geburtsort der Elsbeth und sie kommen ordentlich vorwärts. Vekthin hat unserm Schneider sogar ein Heiterbacher Arbeit gebracht und er hat sie gerne angenommen, aber als ihm Theaterarbeit angeboten wurde, hat er sie abgewiesen: „Ich will mit diesen Geschichten überhaupt nichts mehr zu tun haben, gebrannte Kinder fürchten das Feuer.“ Dafür macht er nun schöne Hausmusik und zwar zufällig auf der gleichen Zither, die er als Loder hätte schlagen sollen, das Bethli singt dazu ersten, der Jakobli zweiten Kant, und wenn's recht wohl will, hilft sogar die gute Elsbeth mit, denn sie muß nun am Sonntag Abend keinen Extratrost mehr suchen; auch glaubt sie nicht mehr an den nahen Weltuntergang. K.